

Die Zeitungszeit

Nr. 26

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Die Schuldige.

Novelle von Ella Wenger.

(Schluß)

Da kam Marta Gaas, von der sie sprachen, die Treppe hinunter. Als sie die beiden Frauen beieinander stehen sah, stellte sie ihren Korb beiseite und trat zu ihnen.

„Gelt, wie groß mein Konrad geworden ist,“ rief sie. Es tat ihr wohl, etwas von ihm rühmen zu können, das nicht auf Widerstand stieß. „Und denkt, der Jakob Ehrhardt nimmt ihn in die Lehre. Das ist das Beste für ihn, das Schmiedehandwerk. Schwer, aber schön. Meint ihr nicht auch?“ Sie sah ihre Nachbarinnen erwartungsvoll an.

„Das Handwerk ist recht,“ sagte die Meier, „und der Meister auch.“

„Es freut mich, daß ein rechter Mann ihn nimmt,“ bemerkte die Rosa. „Der Konrad soll nur machen, daß er dort bleiben kann.“

„Er wird schon,“ sagte Marta, wie immer voll guten Glaubens.

„Wo ist er denn jetzt?“ forschte Rosa.

„Er schläft noch. Er war so müde,“ entschuldigte die Mutter den Langschläfer. Sie sah zu Boden. Ihr gelbliches Gesicht wurde rot, wie das eines jungen Mädchens.

„Was wird denn der Ehrhardt dazu sagen?“ fragte die Meier anzüglich. „Schon am ersten Tag kommt der Konrad zu spät? Das macht sich nicht gut. Ich würde ihn künftig anders in die Finger nehmen, wenn ich Du wäre, Marta.“

„Ja, natürlich, das will ich auch. Aber heute ist der erste Tag an dem er wieder daheim ist. Und jetzt muß ich gehen, es ist die höchste Zeit.“

Sie nahm ihren Korb vom Boden auf und ging mit langen Schritten über das Höflein und zur Türe hinaus.

„Der Ehrhardt versteht keinen Spaß,“ sagte Rosa hinter ihr her. „Der jagt ihren Buben bald zum Kuck. Die Marta ist halt dieselbe Gans, die sie immer war. Ein guter Tropf, aber für so einen Schlingel viel zu weich. Wenn ich Buben hätte —“ sie erhob ihre derben Fäuste und schüttelte sie, und zeigte dabei ihre weißen Zähne.

„Gott behüte Dich davor,“ sagte die Meier, die ledig war. Das Wasser in ihrem Zuber platzte schon lange über den Rand. Sie hob ihre Last auf, und ging damit in die Küche. Die Türe ließ sie offen stehen. Sie mußte jeden, der

vorbeiging, fragen, was er von Martas Konrad halte. Und alle antworteten: Nichts. —

Die Bewohner des alten, geschwärtzten Hauses, in dem die Marta wohnte, standen in der engen Gasse beisammen und sprachen alle durcheinander. Sie warfen die Arme herum, und

„Was hat sie getan? Warum mußte sie mit? Hat sie gestohlen? Hat sie ihrem Lausbuben mausen helfen?“ Ein halbes Dutzend rauher und greller Stimmen schrien durcheinander. Die Mola suchte mit ihren starken Armen in der Luft herum, als müsse sie zu dem Konzert den Takt schlagen. „Nein, die Marta! Nein, die Marta! Daß die auch gestohlen hat! Das hätte ich nicht von ihr geglaubt,“ gelte es.

„Ich kenne den Landjäger, der sie mitnahm,“ sagte ein blutjunges Ding. Sie fand kaum Atem, so war sie gerannt, um zu hören, was verhandelt wurde. „Ich weiß, warum sie mitnahm.“

„Du wirst viel wissen,“ sagte ein Bursche, und stieß sie in die Seite. Sie freichte, und bog sich lachend zurück.

„Wohl weiß ich es. Sie hat ihren Konrad auf der Polizei selbst angegeben. Jetzt muß sie gegen ihn Zeugnis ablegen. Der Hauri sagt, sie könne froh sein, wenn sie nicht auch etwas abkriege. Sie werde nicht so unschuldig sein, wie sie tue, und der Fehler sei so gut wie der Stehler.“

„Ach, Stalberei,“ sagte die Meier grob. „Der Marta kann keiner etwas nachsagen. Das weiß man ja, daß sie blind war an ihrem Fräutchen, aber mitgeholfen an seinen Diebereien hat sie nicht. Das ist böses Geschwätz.“

„Und daß sie den Konrad selbst angab, glaube ich auch noch lange nicht. Eher biste sie sich einen Finger ab,“ meinte die rothaarige Rosa und warf den Kopf zurück, daß man ihre weißen Zähne blitzen sah. „Die ihren Buben angeben? Nie, und wenn er gemordet hätte. Der Landjäger hat Dir einen Bären aufgebunden, Susanne.“

Das Mädchen zuckte die Achseln, und sagte nichts. Sie ging mit dem jungen Burschen davon. Was ging es sie im Grunde an, ob die Marta gestohlen hatte oder nicht? Auch die anderen zerstreuten sich, da nichts zu sehen war, und verschwanden in den dunklen Gausgängen.

Und doch hatte das junge Mädchen recht gehabt. Marta saß vor dem Untersuchungsrichter, bleich, und mit bebenden Lippen.

Ihren großen Storb hatte sie neben sich auf den Fußboden gestellt, und das Wollentuch, das



Schwedisches Bauernpaar.

zeigten auf einen Landjäger, der mit einer kleinen, dünnen Frauensperson eben um die Ecke bog.

Aus den nächsten Türen schossen die Neugierigen hervor, aus den Fenstern reckten sie die Hälse, vier Treppen rasselten sie herunter, um noch früh genug zu kommen und dabei zu sein, wenn die Marta Gaas auf die Polizei mußte.

sie gewöhnlich mit den Kopf hand, lag in ihrem Schoß. Sie drehte es frampfhaft in den Fingern.

„So habe ich's nicht gemeint, Herr Richter. Das ist nicht recht, daß Ihr mir den Ruben hier behalten wollt, wo ich doch nur zu Euch kam, weil ich keinen anderen Ausweg mehr wußte, um ihn vor dem Stehlen zu bewahren.“ Sie sprach stotternd, ungeschickt, und in großer Angst. Ohne daß sie es wußte, faltete sie die Hände. „Ich bin hierhergekommen, weil ich keinem Menschen sagen mochte, wie es mit dem Konrad stand, und weil mir jemand gesagt hat, Ihr versorget von der Polizei aus auch große Leute. Für die Rettungsaussicht ist er ja zu alt.“

Der Untersuchungsrichter, der, während Marta sprach, in den Akten gelesen hatte, sah auf, und legte die Feder weg.

„Ja, gute Frau, die Sache geht eben nicht nur Euch allein an. Nach allem, was Ihr hier ausgesagt habt, ist Euer Sohn eine Gefahr für seine Nebenmenschen. Die Polizei hat schon lange ein Auge auf ihn, und nach Euren Eröffnungen habe ich nachforschen lassen, ob andere, vielleicht seine Nachbarn, über ihn zu klagen hätten. Und da ist böser Verdacht gegeben worden. Auch ohne Eure Mitteilungen wäre es demnächst zu einer Anzeige gekommen, und zwar von mehr als einer Seite. Trotzdem Ihr die vielen Diebereien durch Geldopfer zu vertuschen suchet. Der Bursche hat ja gestohlen wie ein Rabe. Es tut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß auch Ihr unter Anklage steht.“ Er lehnte sich in seinen mächtigen, federnden Stuhl zurück und legte seine wohlgenährten, behaglichen Hände übereinander.

„Ach?“ schrie Marta auf. „Ach? Warum? Ich habe keinem Menschen etwas zuleide getan! Wie habe ich etwas genommen?“

Der Mann vor ihr blätterte in einem Buch. „Um Diebstahl handelt es sich hier nicht. Aber um die Nachlässigkeit, mit der Ihr Euren Ruben erzogen habt, die Lieberlichkeit, mit der Ihr ihn herumlaufen ließt, die Sorglosigkeit, mit der Ihr eine Verwarnung nach der anderen entgegennehmt in betreff der unzähligen Schulverläumdungen, die Gleichgültigkeit, mit der Ihr Euch deshalb bestrafen liebet, alles dies ist wohl Grund genug zu einer gerichtlichen Klage.“ Er las ihr mit monotoner Stimme ein paar Paragraphen vor.

Marta, die seit Stunden nichts gegessen hatte, und der die Angst und der Kummer hart zusetzten, wurde bei den Worten des Untersuchungsrichters noch blässer als sie schon war. Ihre Lippen bewegten sich lautlos. Sie sah auf die Wasserflasche, die auf einem Tischchen stand.

„Nehmt, wenn Ihr Wasser wollt,“ jagte der Richter. Marta erhob sich. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, so daß sie beinahe umfiel. Sie goß sich ein Glas voll und trank es hastig aus, dann tastete sie sich auf ihren Stuhl zurück.

„Dabt Ihr noch etwas zu bemerken?“

Langsam war die Blässe auf Martas Wangen einer dunklen Röte gewichen.

„Du, mein Seiland,“ jagte sie. „Recht klagt man mich darum an. Ich bin ja eine Wäscherin. Ich habe ja den ganzen Tag arbeiten müssen. Wußtet Ihr denn das nicht, Herr Richter? Ich ging ja des morgens um halb sieben aus dem Haus und kam vor halb acht nie wieder. Was sollte ich denn da machen? Ich habe halt verdienen müssen.“ Marta senkte den Kopf, daß man ihren dünnen Scheitel sah. „Ich weiß ja, daß ich schuld bin — sie sagen es alle — aber ich bin nun einmal so — ich konnte nicht dreinschlagen — ich hätte den Ruben prügeln sollen — ich weiß es wohl — aber des abends — wenn ich mich so gefreut hatte auf das Kind —“ sie schwieg. Auch der Untersuchungsrichter schwieg.

„Ich will sehen, was ich für Euch tun kann,“ sagte er nach einer Weile. „Geht jetzt nach Hause. Euer Sohn bleibt selbstverständlich hier.“

„Herr Richter, laßt ihn heim,“ rief Marta flehend. „Ich will ihn hüten, daß er nicht fortläuft. Ich will nicht auf die Arbeit gehen, und den Stubenschlüssel in der Tasche behalten. Nur tut uns die Schande nicht an, daß er hier bleiben muß. Vielleicht kommt er diesmal noch ohne Strafe davon, dann wüßten es die Nachbarn nicht. Wenn er hier bleiben muß, erfährt es heute Abend die ganze Gasse.“

„Der Angeklagte bleibt hier, Frau Haas. Da läßt sich nichts ändern. Er hat sich verschiedene Diebstähle unter erschwerenden Umständen zu schulden kommen lassen. Es ist wenig Aussicht auf Freisprechung. Seid doch vernünftig, Frau, Ihr habt ihn ja doch selber angezeigt.“

„Ich wollte ihn ja nur vor dem Bösen bewahren, Herr Richter. Ich fürchtete, er könnte wieder stehlen, und käme dann ins Zuchthaus. Geld habe ich keines mehr, um es den Leuten zu geben, wenn sie kamen und den Konrad anklagten. Um Gottes willen, laßt ihn heraus.“ Sie versiel in ein stohweisiges, trockenes Schluchzen.

„Er ist angeklagt und muß hier bleiben. Da kann ich nichts ändern, auch wenn ich wollte. Ihr hättet besser zu ihm sehen sollen, Frau Haas, ich kann Euch den Vorwurf nicht ersparen, trotz allem was Ihr sagt.“

„Ich will nicht schuld sein, Herr Richter,“ schrie Marta außer sich. „Es ist nicht recht, daß ich schuld sein soll. Was kann denn ich dafür? Wer hat mir denn geholfen? Niemand, kein Mensch.“

„Es sind Anstalten genug da, in die Ihr Euren Ruben hättet geben können.“

„Ja, aber wenn er nicht hineingehen wollte? Was nützte dann alles. Dabeim war kein Mensch, der auf ihn acht gab und sich seiner annahm. Zu den Reichen, bei denen ich arbeitete, durfte ich ihn nicht bringen, und die Nachbarn wollten nichts mehr von ihm wissen. Der Vormund prügelte ihn von Zeit zu Zeit oder schenkte ihm etwas, aber gehütet hat er ihn auch nicht. Und der Herr Pfarrer hat ihn auch ermahnt, und ihm manchmal Vorwürfe gemacht, wenn er die Schule schwänzte, aber was nützte das alles? Der Fritz hätte nicht sterben sollen, oder ich hätte nicht den ganzen Tag fort sein müssen. Kam der Bursche mittags heim, war niemand da. Kam er abends heim, auch niemand. Wie hätte er denn da brav werden sollen, Herr Richter? Was hätte ich denn machen sollen?“

„Andere Mütter sind auch den ganzen Tag fort, und es geht alles wie am Schnürchen.“

Marta riß die Augen auf, und starrte den Untersuchungsrichter an. Dann sank sie zusammen.

„Ja, das ist wahr,“ murmelte sie. „Ich weiß nicht, warum es gerade mir mit meinem Konrad so schlecht ging. Ich werde halt doch daran schuld sein. Und so ist denn auch nichts zu machen.“ Mit einem unbeschreiblichen trostlosen Ausdruck erhob sich Martha und wandte sich der Türe zu.

„Wie gesagt, ich werde für Euch tun, was ich kann,“ sagte der Untersuchungsrichter. Sie nickte demütig und ging hinaus. Unter der Türe stolperte sie. Ihre Augen brannten und waren sehr geschwollen.

Ein Landjäger führte sie die Treppe hinunter. Hinter ihr wurden die Türen geschlossen. Das Rasseln des großen Schlüsselbundes schüttelte Martha. Und unten, als der Mann die Türe aufschloß, fiel ihr ein, daß Konrad durch diese Türe gegangen, und daß der Pförtner ihn gesehen.

„Der Mann da weiß nun auch schon, daß er ein Dieb ist,“ dachte sie und senkte tief den Kopf. „Und alles zugeschlossen, nirgends kann er mehr hinaus. Und ich kann ihm nicht helfen. Ich habe ihn selbst ins Unglück gebracht. Aber ich wollte ihm nichts zuleide tun, ach nein, ich nicht.“

Wen hat er denn, als mich?“ Martha rannt blindlings durch die Straßen nach Hause und wartete an der Ecke, bis die Gasse, in der sie wohnte, leer war. Dann ging sie rasch ins Haus und die Treppen hinauf, um nur ja niemand anzutreffen.

Behutsam öffnete sie die Stubentüre, und schob den Riegel vor. Darauf machte sie Licht. Essen mochte sie nicht. Aber Durst hatte sie. Ein irdenes Töpfchen mit kaltem Wasser stand da, und trank sie hastig aus.

Dann fing sie an aufzuräumen. Spaltet Holz und wusch das Geschirr, das noch von Morgen herumstand. Sie marterte sich mit Denken ab.

Am Ende war sie doch schuld, daß alles gekommen war. Sie hatte ihren Ruben zu lieb gehabt. Das war wohl nicht recht gemein. Ein Mutter, die den ganzen Tag fort sein muß, soll hart sein. Hart und streng, damit die Kinder parieren, auch wenn sie nicht da war. Sie mußten sich vor der Mutter fürchten. Martha hörte auf zu arbeiten, und stand mitten in der Stube still. Sie war halt anders. Ihr Fritz hatte es gern gehabt, daß sie eine weiche, einjährtliche gewesen. Wie hätte sie da auf einmal gegen den Ruben hart und streng sein sollen. Sie war eben, wie sie war.

Sie setzte sich auf einen Stuhl, denn die Knie wollten ihr, und im Kopf wirbelten die Gedanken im Kreis herum, sie konnte sie nicht mehr fassen. Immer kam sie auf denselben Punkt zurück. Sie war schuld. Der Richter hatte recht gehabt.

Martha fing jammervoll zu weinen an, und weil sie, seit ihr Mann gestorben, nicht mehr hatte weinen können, und jahrelang alles Schwere das sie erlebt, hintergeschluckt hatte, so weinte sie jetzt, als ob die Tränen aller Verlassenen und Unglücklichen aus ihren Augen flössen.

*

Konrad war zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden. Gegen Marta wurde, da sie der Geburt nach einem anderen Ehepaar angehörte, Landesverweisung ausgesprochen.

Sie war nach der Gerichtsverhandlung heimgeschwankt, hatte sich in ihrer finstern Stube an einen Stuhl gesetzt, die Arme am Leib hinterhängen lassen, und nicht geweint und nicht geschluchzt.

Aber gefacht hatte sie über das Glend, und das Unrecht, das man ihr antat. So laut und grell lachte sie, daß die alte Meiern herüberkam, weil es ihr grauste, und sie die Marta nicht so allein lassen wollte.

Auf dem Herd war kein Feuer. Eine zähe, feuchte Novemberkälte kroch in den Ecken herum und an den Gliedern der zwei Frauen herauf, die da am Tisch saßen.

„Komm Du zu mir hinüber,“ sagte die Alte und rüttelte die Nachbarin an der Schulter. Mechanisch erhob sich Marta und ging hinter der anderen in die Stube mit den Geranien, die trotz der Herbstkühle noch blühend hinter den angelaufenen Scheiben standen.

Geschäftig holte die Meiern Brot und Käse aus einem Schrank und wärmte auf dem Herd einen Rest Kartoffeln.

„Ach, Marta, Du mußt doch etwas Warmes im Leib haben,“ ermunterte sie die Regungslose. Dann nahm sie eine dickbauchige, dünnhalsige Flasche vom Schrank, holte aus der Küche zwei Gläschen und schenkte eine wasserhelle Flüssigkeit ein.

„Das wärmt,“ sagte sie behaglich, „das predigt einem Kummer und Sorgen schneller weg als der Herr Pfarrer.“ Marta nahm ein Glas und trank. Es schüttelte sie. Das ungewohnte Feuer brannte.

Es rieselte ihr heiß durch die Glieder, und über ihr Denken legte es sich wie ein feiner, milder Schleier. Die Qual im Kopf und Herz erlosch, und langsam dämmerte ein rosiges Da-

feinsegefühl in ihr auf. Als die Weiern ihr wieder einschenkte, wehrte sie sich nicht. Die Alte lachte.

„Gelt, jetzt merkst Du etwas? Es ist halt alles Geschwätz, was sie gegen so ein Glaschen sagen. Woher sollte sonst unser einer seinen Trost hernehmen?“ Marta nickte. Der Kopf war schwer, sie ließ ihn auf die Schultern fallen. Daß der Konrad im Zuchthaus saß, und sie aus der Stadt mußte, in der sie sechszehn Jahre gearbeitet, hatte sie vergessen.

Als sie am nächsten Morgen in ihren Kleidern auf dem Bett liegend erwachte, wußte sie nicht, wo sie war, und konnte sich auf nichts besinnen.

Dann aber packte sie das Vernünftlein von allem, was vorgegangen mit einer Gewalt an. Die ihr das Herz stille stehen, und dann rascher klopfen machte. Zu der Erkenntnis ihres Unglückes gefellte sich das körperliche Unwohlsein und die tiefe Scham über sich selbst. Sie fing an, vor sich hin zu weinen, und konnte lange nicht aufhören. Dann jahlich sie, ohne gesehen zu haben, davon, um ihren Kundinnen mitzuteilen, daß sie fort müßte.

Man nahm sich ihrer an. Die Frauen, bei denen sie wusch, verwendeten sich für sie, und brachten es endlich dazu, daß das Urteil aufgehoben wurde. Sie durfte bleiben, und ging wieder ihrer Arbeit nach.

Aber sie war nicht mehr die Marta von früher. Jeden Abend saß sie drüben bei der Weiern und leistete ihr Gesellschaft, wenn sie die Flasche vom Schrank herunterholte.

Und da das Heimweh nach Konrad und der Schmerz, ihn im Zuchthaus zu wissen, sie quälte, oder die Vorwürfe, daß sie an seinem Unglück schuld sei, sie ruhelos herumtrieben, so ertränkte sie ihre bohrenden Gedanken in einem zweiten und dritten Glaschen. Jeden Abend mußte die alte Wäscherin, die selbst immer bei ihrem ersten blieb, Marta hinüber in ihr kahles, freundloses, einsames Zimmer führen.

Erwachte sie dann am nächsten Morgen, zerstückelt an Leib und Seele, so goß sie sich von neuem Kraft und Vergessen in den müden, tröstelnden Leib. Zuletzt trank sie auch bei der Arbeit.

In der ganzen Gasse wußte man es. Bald merkten es auch ihre Kundinnen. Man fing an, die einst so fleißige Frau zu entlassen. Einige behielten sie aus Mitleid.

Bald mußte die Marta nur noch ein- oder zweimal in der Woche zum Waschen gehen, sie, die sonst das ganze Jahr im voraus bestellt war. Sie verdiente nicht mehr genug, um leben zu können.

Ein paarmal half ihr die Weiern aus. Dann aber weigerte sie sich, ihre Sparpfennige herzugeben. Die Not siedelte sich bei Marta an. Sie bettelte bei den Nachbarn herum. Dann bei den wenigen Kunden, die ihr geblieben. Zuletzt holte sie sich von der Straße, was sie brauchte, um nicht zu hungern.

Konrad war entlassen worden. Hatte man ihn vorher nicht brauchen können, so wollte man nun, da er wegen Diebstahls im Zuchthaus geblieben, erst recht nichts von ihm wissen. Auf Veranlassung des Vereins für entlassene Sträflinge fand er zuerst Arbeit. Aber nicht lange. Er machte es lieber wie seine Mutter und legte sich aufs Betteln.

Bald wurden beide, die Marta und ihr Konrad, per Schub über die Grenze gebracht.

Als der Landjäger sie entließ, und ihnen ihre Papiere übergab, gingen Mutter und Sohn planlos auf der Landstraße weiter.

Ein grauer, trostloser Himmel hing tief auf die kahlen Pappeln, die am Weg standen, herunter. Sie schüttelten erschauernd die wenigen, zitternden Blätter, die ihnen noch geblieben waren.

Das Ruineneiland der Ostsee.

Von Ludwig Leffien.

Wald die Sonne schon tief am Himmel steht und in die Fluten der Mälarsee hinabtauchen will, machen die kleinen Dampfer flott, die draußen in Nidderholmen vor Anker liegen und ihre Passagiere von Stockholm hinüber nach Gotland, dem alten hanseatischen Ostsee-Eiland, tragen. Tagtäglich fahren sie ihre Route. Mit einer anerkanntwertigen Pünktlichkeit dampfen sie ab und gleiten, die Mitte zwischen dem ranchigen Södermann und dem sich stattdoch präsentierenden Kungsholmen haltend, in das der schwedischen Hauptstadt vorgelagerte Schärenmeer hinaus.

Bald liegt Stockholm in Dunst und Nebel gehüllt. Die untergehende Sonne vergoldet noch hier und da die Stempel eines seiner zahlreichen, stattlichen öffentlichen Gebäude. Die um Saltjön und Mälaren liegenden Höhenzüge heben ihre breiten Rücken mattgrün aus den Schleiern der Berge. Dann verschwindet die Stadt. Rechts und links gleiten zahllos die kleinen Inseln der Schären vorüber. Schmale Meeressäume breiten sich zwischen ihre grünen Mäuler. Rote Holzhäuschen mit weißumrahmten Fenstern und zierlich gearbeiteten Veranden grüßen herüber. Weißgefleckte Birkenstämme halten von niederen Hügeln herab Ausschau aufs Meer. Starr und dunkelgrün weht Waldoldegetrüpp sein Dicksicht. Dann werden die Inseln zu braunen Steinhaufen, zu einzelnen riesigen Steinblöcken, um die die Wasser branden und brausen. Auch auf diesem kahlen Fels steht die hölzerne Fischerhütte nicht. Oder ein kapellenartiges Kirchlein hebt seinen plumpen Turm. Bis schließlich der Meeressaum breiter und breiter wird und die Schäreninseln nur noch spärlich, wie dem Festlande vorgelagerte Klippen, in die Flut gestreut sind.

Längst ist die Sonne gesunken. Der Himmel hängt voller Sterne. Die Leuchtfeuer blinken. Die Geschwindigkeit unseres Fahrzeuges wird eine größere, je weiter wir ins offene nächtliche Meer hinausdampfen. Mit tastmäßigem Stampfen gleiten wir über die Wellenberge hinfort. Unaufhaltsam. Stunde um Stunde. Erst wenn der Morgen seine bleifarbenen Schleier über den östlichen Himmel zu ziehen beginnt, zeigen sich im Südosten die ersten schwachen Umrisse von Land. Mäulich hebt sich eine zartgezeichnete Küstenlinie aus dem Meere. Nur langsam wird sie schärfer. Dann aber wachsen Erhebungen auf diesem Küstenraum; Einschnitte buchten ihn; ein Hafen schiebt sein molenbewehrtes Galbrund in die ragenden Uferhügel. Altes Mauerwerk wird hinter seinen Anlagen sichtbar: Türme, Torbogen, Kastele. Dahinter Häuser. Die wachsen zusehends, je näher wir ihnen rücken. Und schon verlangsamt unser Schiff seine Fahrgeschwindigkeit. Grünblau quirlt der Schaum zu beiden Seiten des Dampfers. Noch eine kleine Kurswendung. Dann fahren wir in den Hafen von **Vi s b y**, dem Hauptort der Insel **Gotland**, hinein.

Die Insel Gotland ist etwa 70 Kilometer von der schwedischen Ostküste und 44 Kilometer von der etwas südlicher gelegenen Insel Öland entfernt; mit den ihr vorgelagerten kleineren Inseln, Fårö und Gottska Sandö umfaßt das Eiland 3152 Quadratkilometer, auf denen rund 52 000 Menschen wohnen. Der Boden der Insel ist ein mit einer fruchtbaren Erdschicht bedeckter Kalkfels, der in den Thorsbergen im Innern des Eilands seine höchste Höhe (68 Meter) erreicht. An Gewässern, wenn man von einigen Sümpfen absieht, ist die Insel arm. Ihre hohen Ufer aber sind reich an guten Häfen. Die Hälfte des Eilands ist heute noch mit Wald bedeckt. Ackerwirtschaft und Viehzucht halten sich meist eng an

die spärlichen menschlichen Siedelungen; sie sorgen nur für den notwendigen eigenen Bedarf: Schiffahrt, Fischerei, Robbenschlag und Jagd auf Seevögel stehen hingegen in einer gewissen Blüte und gerade bei der Ausübung dieser Verase haben sich noch manche alte, eigenartige Sitten bewahrt.

So färglich im allgemeinen die Natur das Ostsee-Eiland mit Bodenschätzen und sonstigen Gütern bedacht hat, so reich und mannigfaltig wogte die Geschichte dieser Insel.

Schon im 12. Jahrhundert berichten die alten Chroniken von deutschen Siedelungen auf Gotland. Zusehends erstarkt das Deutschtum, das seine Handelsfäden nach allen größeren Ertschaften der benachbarten Ostseeküste hinnt. Gotland tritt in den Mund der Hanja. Wisby übernimmt eine führende Rolle in den Geschäften dieser merkantilen Vereinigung. Aber nur ein Jahrhundert währt diese aufblühende Macht, dann wird sie durch Vithka, das die dominierende Stellung im Norden Europas an sich zu reißen beginnt, arg in die Enge getrieben. Waldemar Atterdag bricht endlich (1361) endgültig den Stolz der alten Hansestadt. Zurückbar konnte die siegreiche Soldateska an den Straßen und Häusern Wisbys. Zwei Jahrhunderte lang fristete „Gotlands Königin“ noch ein halbwegs selbständiges Leben. Dann kamen die Lübecker (1525) und mordeten und brandschatzten zum zweiten Male, daß es nur eine Art hatte. Diese erneute Eroberung Wisbys konnte aber auch zugleich mit den Vitalienbrüdern auf, die in dem kalfelummwehrten Gotland einen sicheren Schlupfwinkel gefunden zu haben glaubten.*

Zu den zwei Jahrhunderten, die zwischen der ersten und zweiten Eroberung Wisbys liegen, hat die Stadt noch die verschiedensten Herren gesehen. Vom Osten und vom Westen, vom Süden und vom Norden her zeigten die Machthaber Geiliste nach der selbst nach ihrem Verfall noch als reich und mächtig geltenden Hansestadt. So saßen hier neben den Dänen die deutschen Ordensritter u. a. Gotlands geographische Lage als Mittelpunkt der Ostsee, gleich weit entfernt von Rußland, Schweden, Deutschland und Dänemark bedingte das: sie steigerte die Macht der Wisbys Hanseaten, sie steigerte aber auch die Begehrlichkeit der umwohnenden Machthaber, das reiche Eiland zu beherrschen.

Wisby ist nun tot. Von seiner ehemaligen Macht und Hansaherrlichkeit sind nur Ruinen übrig geblieben. Diese Steine aber künden noch beredt genug den Glanz der alten Zeit, in der die Stadt reichlich den Flächenraum des heutigen Lübecks eingenommen haben mochte, während sie heute kaum 7000 Einwohner zählt.

Ein Gang durch Wisby. Es ist wie ein Wandeln durch tote Vergangenheit. Ein großes Sonnenlichter dampft in den stillen Gassen der Stadt. Spät kommt hier der Frühling und zeitig macht sich der Sommer wieder auf den Weg. Da blüht alles fast zur gleichen Zeit: Goldregen und Steinobst, Rosen und Flieder. Mäht und streut Duft und Farben in die abgeschiedene Stille dieser niederen Häuschen mit den roten Dächern und den kleinen Blumenbestellten quadratischen Fenstern.

Eine peinliche Sauberkeit erfüllt den ganzen Ort. Alle Hauswände schauen drein, als wären sie frisch getüncht. Bürgersteige und Straßendämme sind reinlich gefegt; in den Gassen glaubt man noch den Besenstrich zu sehen. Nur in den großen, breiter angelegten Hauptstraßen, die von einem Tor zum anderen führen, ist einiges Leben.

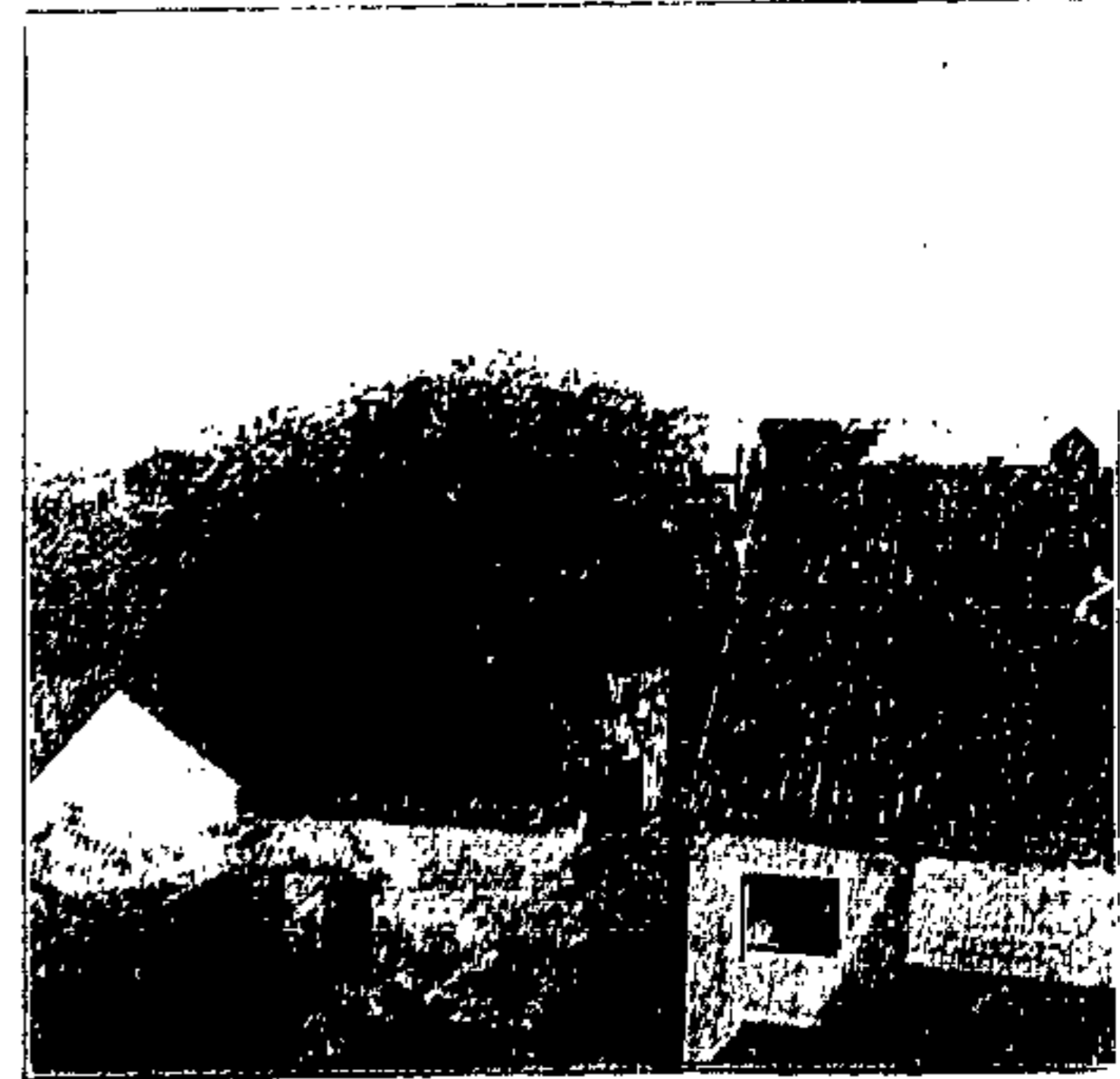
* Verschiedene Artikel der „Neuen Welt“ brachten in früheren Jahrgängen Ausführlicheres über die Geschichte der Hanja; auch Wisby und die Vitalienbrüder wurden in diesen Aufsätzen, auf welche wir an dieser Stelle verweisen möchten, behandelt.



Hinter der Mauer.

Da knarrt ein Wäglein über das plumpe Holzpflaster, Bekannte haben sich gefunden und stehen nun in Gruppen zusammen, ein paar eigensinnige Schweine, die ihren Weg nach eigenem Gutdünken machen möchten, werden von dem hochgewachsenen, peitschenknallenden Treiber in Klaffen gehalten. Dann geht es wieder ein wenig bergauf und bergab. Ein Gärtlein schiebt sich zwischen die eng aneinander geschmiegtten Häuser und gibt den Blick aufs Meer frei. Das hat seinen grünblauen Mantel um den Fuß der Hershügel gebreitet, die das Städtlein und die alten Mauerreste tragen. Ein tiefer Frieden liegt auf diesemilde. Sonnen-gold umzittert seine Konturen und eine große Stille weht feierlich und stimmungsvoll von dem blitzenden Wasserpiegel

in die winkligen Gassen der Ruinenstätte hinauf. Große Spaziergänge kann man in Wisby nicht machen; dazu ist der Ort zu klein. Aber auf Schritt und Tritt drängt sich dem, der ihn durchwandelt, die Größe der Vergangenheit auf. Kirchen sind es, deren gewaltige Größen selbst als Ruine gar nicht in die Kleinheit des heutigen Stadtbildes hineinpassen wollen. Ein paar riesige Pfeiler ragen auf irgend einem Baugrund. Ein arg verwetterter Wachturm hebt aus dem dunklen Grün eines Obstgärtleins sein braunes Haupt. Ein Holzbrunnen träumt, von blühenden Hecken umbuscht, der Vergangenheit nach. Die alte Bürgermeisterei mit ihren bleiverglasten Fenstern und ihrem prächtigen Dach steht noch als eines der besterhaltensten Wahrzeichen der alten Hansaherrlichkeit. (Zu ihr hat man jetzt ein primitives Museum und eine Art Verkaufshalle von Wisbyer Raritäten untergebracht.) Formschönen, hölzernen Torbogen begegnet man häufig. So geht es straßauf, straßab, bis man schließlich an die Mauer kommt, an deren Innenseite entlang eine von blühenden



Im Stadtlumen.

obern. Das Mädchen aber wurde zur Strafe für den Verrat von seinen erzürnten Landsleuten lebendig in den Turm eingemauert. Die alten Chroniken schildern den Glanz Wisbys in den prächtigsten Farben: Die Türen der Häuser sollen aus Kupfer, die Einfassungen der Fenster vergoldet gewesen sein. Die Nikolaikirche soll in den großen Rosetten an der Fassade Karfunkelsteine getragen haben, die weit hinaus ins Meer leuchteten; jeder Stein soll eine große, zwölfblättrige Rose gewesen sein. An die alte Hansazeit und die ehemaligen kausmännischen Beziehungen Wisbys erinnern heute auch noch etliche Straßennamen; da gibt



Schwedische Frauentrachten.



es eine Hamburger, eine Bremer, eine Lübecker (Ljbska), eine Rostocker, eine Danziger, eine



Im Innern der St. Nikolai-Kirche.

Kastanienbäumen überschattete Promenade führt. Weiß leuchten die mächtigen Blütenkerzen aus dem dunklen Blattgefraus. Jenseits der Mauer aber atmet das Meer und eine kühlende Frische mildert Hitze und Glanz des stillen Sommertages.

So verfallen jedoch auch heute alle diese Ueberreste aus einer großen Zeit dreinschauen, ihre frühere große Bedeutung merkt man ihnen noch an. Schon die Namen allein erinnern daran. Da sind die Türme: Sifver-Gätten (Pulverturm), Kajsaren (Kaiserturm), Jungfru-Tornet (Mädchenturm). Gerade mit dem letzteren hat es seine besondere Bewandtnis. Als nämlich Waldemar Atterdag, so erzählt die Legende, seinen Plünderungszug gegen Wisby plante, kundschastete er die Stadt zuvor inkognito als gewöhnlicher Wandersmann aus. Er machte sich bei dieser Gelegenheit an ein Mädchen heran, dessen Reigung er gewann. Diese setzte ihn schließlich in den Besitz der Tor Schlüssel. So gelang es dem Dänenkönig, die Stadt zu er-



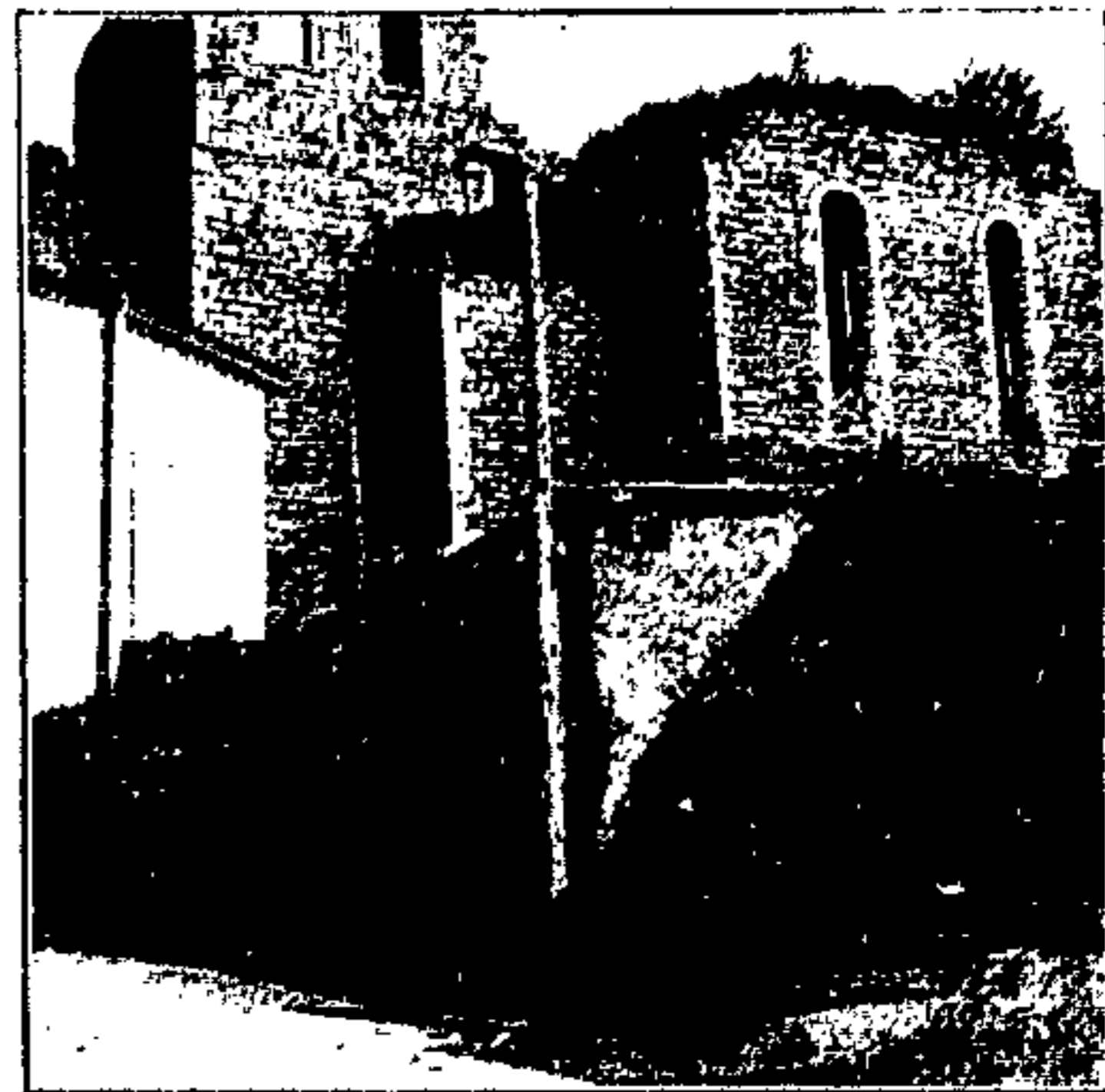
Über Holzbrunnen.



Die Ulgermesterei.



Mauerreste

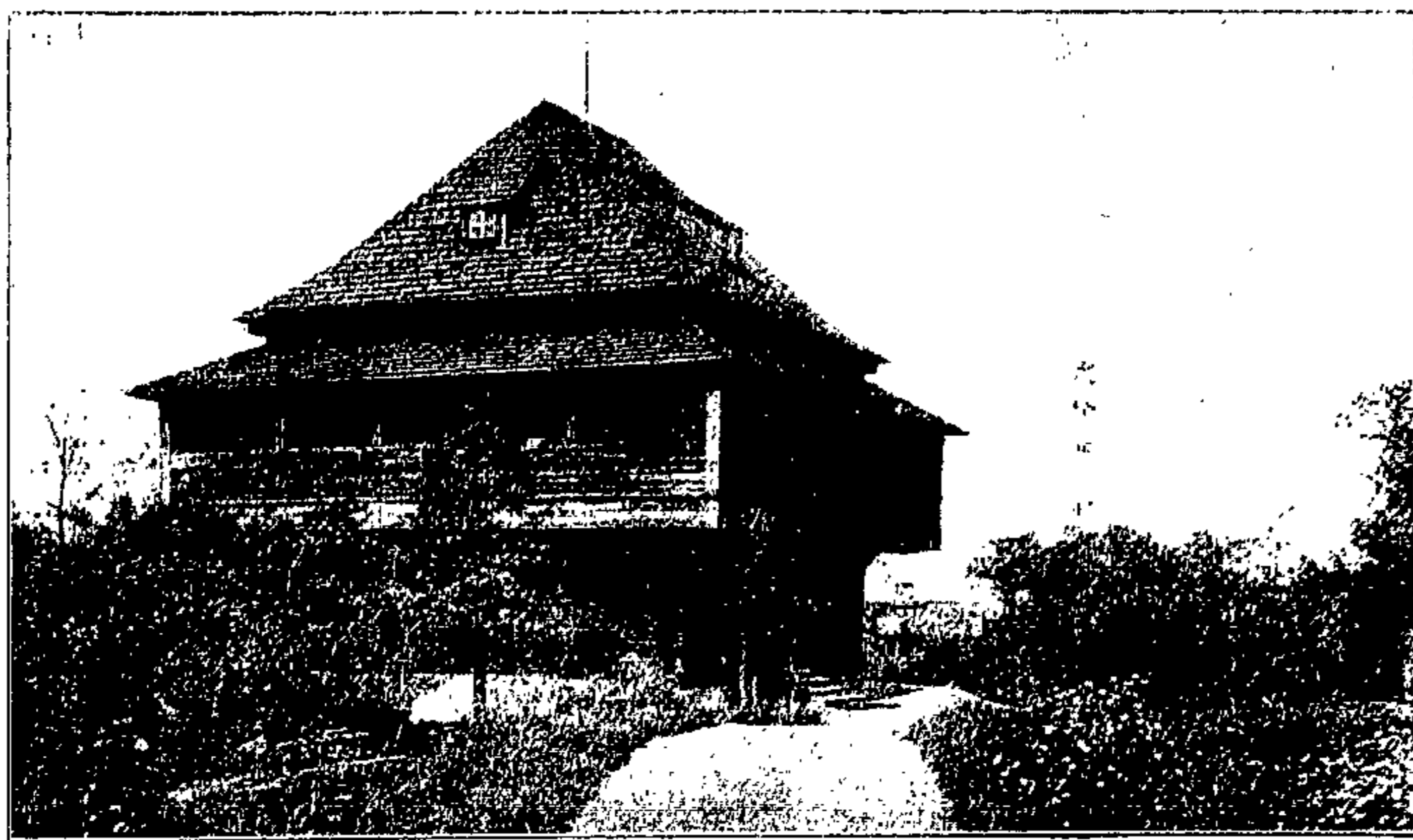


St. Laurentius-Kirche (Nauen).

Zinländerstraße usw. Die achtzehn in Trümmern liegenden Kirchen, die teils im romanischen, teils im gotischen Stil erbaut waren, sind der Besichtigung und des genaueren Studiums wert. Die schönste von ihnen muß die Katharinenkirche gewesen sein, deren Ruinen auf einer unserer Abbildungen zu sehen sind — Draußen, ein gut Stück vor den Toren der Stadt, spielt — ein Stück modernen gottländischen Lebens — unter Aufsicht der Lehrer ein Teil der Schuljugend. Es sind Knaben und Mädchen; sie üben teilweise gemeinsam, teilweise in getrennten Abteilungen. Ihre Spiele sind den bei uns üblichen gleich, und doch wiederum anders. Schon nach einigem Zuschauen merkt man es, daß der Zweck dieser Turnspiele mehr der Schönheit und Gewandtheit der körperlichen Bewegungen gilt, als der Stärkung und Kräftigung nur einzelner Muskelpartien. Nirgends gibt sich auch nur die leiseste Spur einer Rekordhascherei kund. Alle Bewegungen dieser halb wüchsigen Mädchen und Knaben haben etwas Elegant-Geschmeidiges. Man sieht keine überhitzten Gesichter, denn trotz der beim Spiel an den Tag gelegten Behendigkeit geht alles mit einer gewissen Ruhe vor sich. Sie rennen und springen, schlagen den Ball und schlenkern den Stein, oder kombinieren auch zwei dieser Betätigungen

miteinander. Ihre Leistungen sind nicht größer, als die unserer Jugend; jedoch vollzieht sich alles weniger Lärmend und aufregend, als bei uns. Der Lehrer macht nur den Zuschauer. Er überwacht die Spiele, und ist, wo er gebraucht wird, mit einem Ratschlag gern bei der Hand. Wenn man irgendwelche Vergleiche ziehen will, so muß

den Pfad nicht verlassen. Die Betten einiger ausgetrockneter Kinniale sind zu durchschreiten; sie führen nur im Winter und Frühling Wasser. Jetzt sind sie mit leuchtenden gelben und weißen Blumensternen gepolstert. Ein paar braungrün schillernde Eidechsen rascheln über graues Gestein. Um die weißen Doldenblüten eines wilden Hollunderbüsches summen rotbraun behaarte Hummeln. Sogar Maulbeerbäume, Edelkastanien und Walnußstämme findet man hier, die nicht nur blühen, sondern auch Früchte reifen. Die insulare Lage Gotlands schafft ein verhältnismäßig günstiges Klima, das im Sommer oft an das südliche Deutschland erinnern soll. Die harten nordischen Winter fehlen aber keineswegs, und man erzählt von Jahren, in denen das Eis die Insel nahezu fünf lange Monate von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen gehalten hatte. Hätte nicht der Telegraph hier und da eine Nachricht gebracht, wäre man in keiner Weise über die Weltvorgänge unterrichtet gewesen.

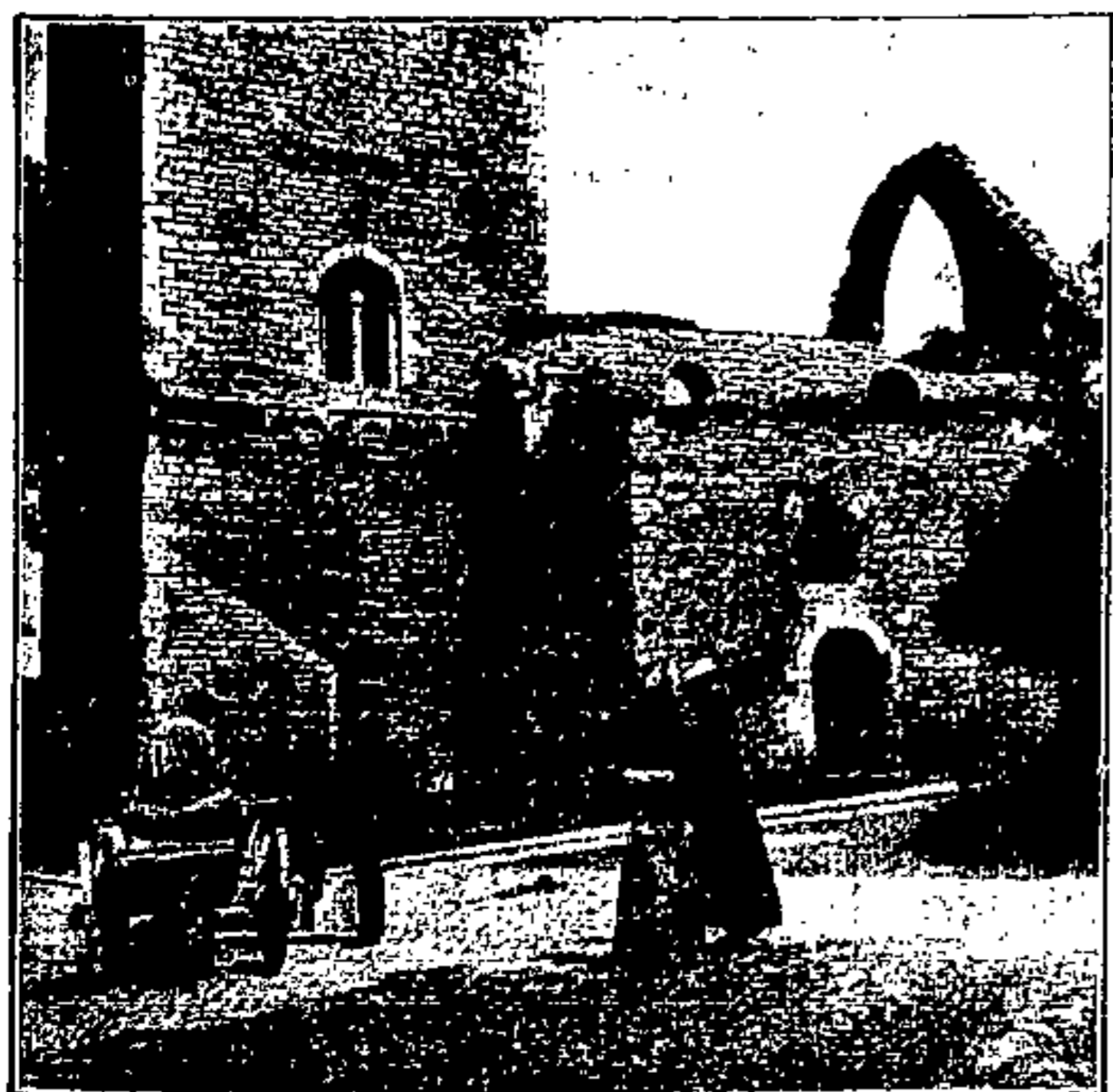


Altes schwedisches Haus.

man an England denken, wo die Ausübung gymnastischen Sports in ähnlicher Weise vor sich geht, wie hier zu Lande.

Durch hohes Strandgras geht es zur Stadt zurück. Außer den öffentlichen Landstraßen sind die gebahnten Wege hier selten. Doch Bisbys Wahrzeichen, seine Mauern und Türme, lassen

Weiter führt der Pfad. Jetzt streichen weiß beschwingte Möwen über der stillen ankommenden Brandung, die nur wenige hundert Schritt entfernt über die Wiersteine rollt. Und in den fahlen Lichtern des Spätnachmittages liegt die Märchenstadt gehüllt, umgürtet von ihrem braunen Mauerkranz, der sie heute noch



Aufsichten von den Ruinen der Katharinenkirche in Västby.

ebenso trotzig umwehrt, wie damals, als Jahr um Jahr die Schwerter der Feinde vor ihren Toren irrten.

Wer die Ruinen Wisbys recht genießen will, muß einen Gang um die Mauern der alten Stadt machen. Eine Abendstunde ist die beste Zeit hierfür. Denn in der grellen Mittagssonne haben diese bröckelnden Steine oft etwas allzu Verfallenes. Die Stimmungen und Farbentönungen der untergehenden Sonne verleihen ihnen jedoch jenen Zauber der Romantik, der den baulichen Resten der toten Hansestadt gut ansteht.

Ueber die Uferhöhen hinfort führt der Pfad landeinwärts. Ein paar alte, von wildem Gestrüpp umwucherte Tore weisen den Weg. Nur schlecht ist das Mauerwerk erhalten. Tiefe Risse und eingebaute Häuser aus späteren Zeitperioden verwischen teilweise gänzlich den ehemals so stolzen, hanseatischen Charakter. In einem scharf und rechtwinklig geschnittenen Biered sind die Grundlinien der alten Befestigung erhalten. Hier und da ist ein Tor renoviert, ein alter Wachturm ausgefüllt. Mächtern und Schüchtern lugen die kleinen Häuschen der Stadt durch die Toröffnungen, vor deren weitgewölbten Vogen Schafherden im hochstehenden Grase weiden. Dann aber geht es wieder dem Meere zu. Hier ist das Gemäuer am besten erhalten, hier heben sich am unversehrtesten die alten, trotzigsten Wachtürme heraus, die so viele Feinde gesehen. Eine wohlgepflegte Promenade zieht sich zwischen Meer und Mauerwerk. Die braunen Ruinensteine lugen rissdurchdrungen hinter dem grünen Blätterwall der Alleeen hervor. Das Meer hat die sinkende Sonne mit einem rotgoldigen Schimmer übergossen. Nur die weißen Schaumkämme der Brandung leuchten mit ihrem Silber aus diesem metallischen Glanz heraus. Ein blaugrauer Dunst hüllt den Horizont. Meer und Himmel verschwimmen dort in eins. Mit weißen Segelflügeln gleiten noch ein paar Fischerboote in den heimischen Hafen. Die Schiffswände und Masten sind von den Lichtern des Abends umzittert. Auch über Zinnen und Mauerwerk geht nun ein flimmerndes Flammen: die Sonne ist ins Meer gesunken. Und nun verblassen die Farben rasch. Ein Wind setzt ein, zittert durch das Laubwerk der Bäume und kräuselt leicht die Wellen des Meeres, die eintönig glucksend über die Ufersteine rollen, bis mit ihrem weißen Gespensterlicht die volle Scheibe des Mondes zur Herrschaft kommt, und ihre geheimnisvollen

Zauberfäden um Blätterwerk und Mauerkränze, Torbogen und Mischen spinnt.

Das Gärtchen neben der Bürgermeisterei hat die Wisbys veranlaßt, einen modernen Restaurationsbetrieb daselbst einzurichten. Süßliche Hollandsmädelchen machen in ihren Kleidsamen Trachten die Bedienung. In den schattigen Lauben rastet es sich gut nach den ermüdenden Streiz- und Quergängen durch und um die hügelige Stadt. Die Ehrwürdigkeit des alten Hauses, in dessen Garten man Erholung sammelt, spinnt stimmungsvoll die Träume weiter, die der Mundgang durch Wisby angeregt. Dazu kommt die wohlthuende Stille, denn das Gärtlein ist nie überfüllt, da die Zahl der Besucher der alten Hansestadt noch immer eine verhältnismäßig spärliche ist.

Geschäfte mit großen Schaufenstern sucht der Fremde in Wisby vergebens. Alles auf Gotland Bezügliche kauft der, der sich eine Erinnerung an dieses Ostsee-Eiland mit heimnehmen will, besser und wohlfeiler in Stockholm, der Zentrale schwedischer Heimatskunst für alle Gebietsteile des nordischen Reiches. Dort findet er in reicher Auswahl alle jene Imitationen von Gegenständen gewerblichen Hausfleißes, die sich treu und peinlich an das Althergebrachte halten, ganz gleich, ob die Materialien, aus denen sie bestehen, Holz, Metall, Glas, Gewebe oder gebrannte Erde sind. Sogar mit Ansichtskarten und Photographien über Wisby versorgt man sich besser in der schwedischen Hauptstadt, als auf Gotland, das anscheinend für diese Verkaufsgegenstände kein genügend ausreichendes Absatzgebiet ist.

Vom Galgenberg aus — eine mittelalterliche deutsche Siedelung ohne Galgen ist undenkbar — genießt man den besten Ausblick auf die Stadt. Mächtig und massiv ragen auf der ehemaligen Mächtigkeitsstätte heute noch drei Kalkpfeiler. Tief unten liegt das Städtchen. Seine Mauern kommen hier am prächtigsten zur Geltung. Das, was ihnen angeflücht oder an ihnen ausgebeßert ist, verschwindet in dieser Entfernung. Finster ragen die alten Wachtürme. Aus dunklen Gärten heben die alten Kirchenruinen ihre Trümmer. Vom Osten herüber grüßt das alte Schlachtfeld, auf dem einst die Wisbys Kaufleute und die gotländischen Bauern von Waldemar Atterdag besiegt wurden. Ein riesiges Steinkreuz ist daselbst zum Angedenken der Erschlagenen errichtet worden.

Was sonst die Umgegend der Stadt bietet, ist nicht weit her. Das Bild bleibt überall das gleiche: Der Wied auf's Meer, auf Wisbys Gärten und Mauern. Die neueren Bestrebungen, Wisby zu einer Sommerfrische und zu einem Seebad umzugestalten, haben es bisher nur in geringem Maße verstanden, die vorhandenen landschaftlichen Schönheiten in zweckmäßiger Weise auszunutzen und auszubauen.

Wer die Tracht des Gotländers näher kennen lernen will, muß seinen Weg schon noch mehr ins Innere der Insel nehmen. Eine Miniatur-Eisenbahn trägt ihn im behäbigen Tempo nach zwei Richtungen: nach dem Osten und nach dem Süden; da beide Trassen erst von einem gemeinsamen Punkte im Innern der Insel abzweigen, sind Touren nach beiden Seiten leicht an einem Tage zu machen.

In Sonntagen bekommt man die besten Einblicke in die Eigenartigkeiten der gotländischen Kleidung. Besonders die Frauen tragen sich zum Kirchgang noch vielfach nach der alten Art. Dabei hat jeder Ort seine besondern Abzeichen, die in der Farbensammlung der Schürze oder in der Einfassung der Hauben zu suchen sind. Im wesentlichen findet man dunkle, selbstgewebte Röcke in braunen oder schwarzen Tönungen. Um die Brust wird ein farbiges Nieder gezogen, das reich verchnürt ist, womöglich mit Silberketten. Die schneeweißen Hemdärme mit ihren weiten Manschetten geben einen guten Kontrast zu dem buntesten oder ausgehäteten Nieder. Dazu kommt die kleidsame Haube, deren Form und Farbe fast mit jedem Ort sich ändert. Der Schwerpunkt der eigentlichen Volkstracht aber liegt in der Schürze, die aus einer Reihe eng aneinandergefügt, grellbunter Streifen besteht, in deren Farbenskala gelb und rot vorherrschen. Diese Streifen liegen horizontal und wirken, da die Schürze oftmals recht breit ist, wie riesige Ringe, die kunstvoll aufeinandergelegt sind.

Bei den Männern fehlt eine eigentliche Volkstracht. Nur die Westen sind oft bunt ausgehätet und zeichnen sich durch große Silberknöpfe — meist alte Familienerbstücke — aus. Ein und wieder sind auch die schwarzen Röcke mit schmalen bunten Borden eingefast, und zwar ist die Farbe dieser Einfassung gewöhnlich immer die gleiche, wie die der Schürzeneinfassungen bei den Frauen.

(Schluß folgt.)

Der kleine Philosoph.

Skizze von Anna Mosegaard.

Die Vögel legen Eier und brüten sie aus, die Säugetiere bringen lebendige Junge zur Welt.

Zwanzigmal hatte der kleine Fritz diesen Satz schreiben müssen. Er hatte ihn als Strafarbeit aufbekommen. Fritz war in der Naturgeschichte unachtsam gewesen: er hatte wieder einmal „philosophiert“. Ihm war es geradezu lächerlich, wenn ihm der Lehrer soviel mal vorsagte, was er längst wußte. Schon gewußt hatte, ehe er überhaupt zur Schule ging.

Als wenn er es nicht bald zehnmal gesehen hätte, wie Nachbar Schulzens Sau Ferkel bekam! Und nun erst die Vögel! Ha, wie viele Vogelnester mit lebendigen Jungen und halben Eierschalen hatte er auf seinen Streifzügen entdeckt! Und wie viele Rücken hatte er sich aus dem Ei picken sehen! „Einfach lächerlich“, dachte Fritz, „dabei noch die Zeit zu verschwenden!“ Wenn ihm doch lieber ein Mensch jagen wollte, auf welcher geheimnisvollen Weise er zur Welt gekommen sei! Als er noch ein sechsjähriger Knirps war, hatte er einst die Mutter danach gefragt. Die hatte ihn ausge-

schimpft und einen dummen Jungen genannt. Unterdröffen war Fritz zum Vater gegangen. Der erzählte ihm Dinge, die er einfach nicht glaubte. Wie sollte Freund Adebart mit einem Kinde im Schnabel durch den Schornstein rutschen können. Nein, das gab's nicht! Nun, in der Schule wird man es mir schon sagen, dachte Fritz. Ja, Prost die Mahlzeit! Jetzt war er bald neun Jahre alt und wußte doch nichts mehr als damals! Er mochte es bald gar nicht mehr hören, dieses ewige: „Die Vögel legen Eier und brüten sie aus, die Säugetiere bringen lebendige Junge zur Welt.“ „Und der Mensch?“ hätte er am liebsten gerufen.

Nun, mit der Zeit hätte Fritz sich vielleicht nicht mehr den Kopf zerbrochen über seine Entstehung, wenn ihn die Nachbarn und Tanten nicht wieder darauf gebracht hätten. „Na, Fritz, nun kriegst Du wohl bald wieder einen kleinen Bruder! Freust Du Dich darauf?“ hatte Tante Zette zu ihm gesagt. Fritz hatte die Augen aufgerissen: „Woher weißt Du denn das? Hat Dir das der Storch erzählt? Der kann ja doch nicht sprechen.“

„Dummer Junge!“ lachte Tante Zette,

„das verstehst Du nicht.“ Da ging Fritz zu seinem alten Freund Schulze in den Ziegenstall und fragte: „Nachbar Schulze, wißt Ihr, daß wir bald ein Kind bekommen?“

„Ja, mein Junge, der Storch wird wohl bald wieder zu Euch kommen. Dann seid Ihr Eurer sechs! Da werden die Brotschnitten noch kleiner werden. Na, Du weißt ja, wo Nachbar Schulze wohnt.“ Fritz sperrte Mund und Nase auf: „Nachbar Schulze, woher wißt Ihr das?“ fragte er halb verzagt.

Nachbar Schulze lachte: „Sag man dem Vater, er soll den Schornstein verstopfen und die Fenster schließen, damit der Storch nicht mehr hinein kann.“

Fritz sagte es seinem Vater und bekam eine derbe Ohrfeige dafür. Schluchzend ging er zur Mutter, erzählte ihr alles und endigte mit derselben Frage. Mutter sah ihn traurig an: „Ja, ja, Fritz, besser wäre es schon, wenn wir kein Kind mehr kriegten. Wir sind unser so schon genug Esser.“

„Ja, aber dann nimm es doch nicht, Mutter, laß es den Storch wieder mitnehmen,“ entgegnete Fritz altklug.

Die Mutter lächelte traurig. Da schlich Fritz kopfschüttelnd davon. Stundenlang lag er im frischen Heu und grübelte über wunderliche Dinge. „Es müßte doch wohl so sein, daß der Storch die Kinder bringt.“ war das Ergebnis seiner Philosophie. Und drohend erhob die kleine Faust nach Freund Adebart, der cavaliertüchtig auf dem Strohdach stand. „Warte nur du, rein kommst du nicht!“ rief Fritz trotzig.

Dann aber toten ihm seine Worte leid. Eigentlich war es ja der Mutter ganz recht. Warum war sie bange vor dem Vieh? Warum warf sie ihn nicht zur Tür hinaus? Und wie er so lag und grübelte, bekam er mit einemmal eine tiefe Abneigung gegen alle Mütter. Er argerte sich überhaupt über alle Menschen. Wie waren sie doch feige! Alle Tiere brachten ihre Jungen selbst zur Welt. Nicht die Donskater, ja nicht einmal die Maus, das kleine Geschöpf, ließ sich das nehmen, nur der Mensch — das erhabene Geschöpf, wie der Lehrer sagte ließ sich sein Nachkommen von dem Tiere bringen. Es würde also gar keine Menschen mehr geben, wenn alle Störche streikten. Da wäre wirklich nett! In Abetracht dieser Tatsachen nahm Fritz sich vor, der Mutter ordentlich seine Verachtung zu zeigen. Mit diesem Gedanken ging er heim.

Da saß die Mutter in der Küche und weinte. Die Tränen liefen ihr nur so über die Wangen und fielen alleamt auf ein halbfertig gebräutes Kinderfädchen. Erstickend blieb Fritz in der Tür stehen. Dann war er mit einem Satz bei der Mutter. „Mutter, warum weinst Du?“

„Ach weine nicht, mein Junge.“

„Doch, Du weinst.“

„Das Brot will nicht reichen, und Vater bekommt erst morgen Geld.“

Gute Aussicht! dachte Fritz. Und dann noch ein Kind mehr. Na, daraus wird nichts! ... Dort waren seine schwarzen Gedanken. „Weine nicht, Mutter!“ hat er weich, „ich hole mir bei Nachbar Schulzen ein Stück Brot.“ Damit ging er.

Doch ehe er ging, sah er zu, ob alle Fenster gut verschlossen waren. Und der Eherstein? Na, da stand siedendes Wasser darunter, da sollte Gewatter Langbein böse ankommen.

Noch in derselben Nacht weckte ihn das Stöhnen und Seufzen der Mutter. Fritz lag und lauschte. Nun sprach sie mit dem Vater: „Wenn ich nur mit dem Leben davonkomme! Ach, was sollte wohl aus den Kindern werden!“ Fritz bekam einen heillosen Schreck. „Mutter, bist Du krank?“ rief er laut, und weckte damit die anderen vier Geschwister auf. „Nein, mein Junge!“ Und dabei krümmte sie sich vor Schmerz.

„Bring die Kinder zu Tante Zette,“ hörte Fritz die Mutter sagen. In zehn Minuten waren sie alle notdürftig bekleidet und schoben ab.

Fritz warf einen Blick nach der Küche. Da brannte Licht, und eine fremde Frau stand am Herd. Jetzt, mitten in der Nacht! Es war ihm einfach rätselhaft.

Tante Zette packte die Kinder alleamt in ihr breites Bett. Sie selbst ging in der Stube auf und ab. Die vier kleineren schliefen gleich wieder. Fritz sah wachend im Bett. Er sah hinüber nach Nachbar Schulzens Hausdach. Wie hell es schon wurde! Ob es wohl bald Morgen war? Was sollten sie doch nur hier? Dann nahm Gewatter Langbein wieder seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie ruhig der in seinem Neste über den Rungen saß! Das war gewiß die Mutter. Nun kam der Storchvater mit einem zappelnden Frosch im Schnabel. „Tante Zette!“ rief Fritz, „sieh nur, der Storch hat schon so früh für seine Jungen was zu fressen geholt.“

Tante Zette antwortete nicht. Die Stuben-

für wurde im selben Moment aufgerissen. Fritz hörte des Vaters schweren Tritt und seine rauhe Stimme. „Gott sei Dank, es ist das Ein Mädchen!“ Tante Zette stürzte in die Kammer: „Fritz, so en hat der Storch Dir ein Schwesterchen gebracht!“

Fritz riß die Augen auf. „Ein Schwesterchen? Der Storch? Der sitzt ja droben auf dem Dache!“

Nun lachte Tante Zette. „Es gibt doch mehrere.“ Und Fritz war so klug wie vorher. Er freute sich gar nicht über das Schwesterlein, das immerfort schrie.

Und die Mutter war so krank! Vater stand bald jede Nacht an Mutters Bett und gab dem Schwesterlein Tee zu trinken. Aber es schrie nur noch mehr. Ach, wie war Mutter bleich und schwach, sie konnte sich nicht mal allein aufrichten! Vater war sehr betrübt, trotzdem Tante Zette bei ihnen war und für alles sorgte.

Frau Not.*

Schritt ging die Pflanz der Fabrik. Ein Werkstätt war nun zu Ende. Gussfeueröfen, Maschinen, Dampfstrahl, tausend Hände ruhten noch hier und da ein letzter Hammerschlag — Dampf stiebt auch der. Und auf die erste Runde geht durch die tote Werkstatt der Wächter mit dem Hund

Was dieses Werts lebendiger Odem war, strömt behnwärts fest in schwarzberufter Schar Auf altgewohnten Weg, drin schwere Menschenwogen Am Gang der Jahre Furchen tief gezogen . . .

Gesprochen wird nicht viel. Ein süßes Schweigen Ist nach der Fron der Arbeit Söhnen eigen . . .

Denn sieh! Dort wo der Weg zur Vorstadt biegt hinein, Dort haßt sie wieder auf dem weißen Stein, Die spindelbärre, graue Alte mit der Krücke. Tief eingesallen zittert ihr der Mund, Als fänne unaufhaltbar sie auf böse Tütle . . .

Sie wartet jeden Abend; allen ist es kund, Die meisten sehn zu ihr schon nicht mehr hin, Weil die Gewohnheit stumpfte ihren Sinn. Und nur, daß einmal einer sich zusammenebt, Wenn murrend sie bei ihm die Krücke hebt.

Und ist der letzte Mann vorbei an jenem Stein, Dann steht die Alte auf, zieht schlürpfend hinterdrein Und ist bald allen voraus Wieder die erste im Haus . . .

Walter Treumund.

Einst hörte Fritz, wie der Vater zur Tante sagte:

„Wenn doch das Kind nicht so unruhig wäre, dann würde Marie auch bald wieder gesund werden.“ Da schlich er sich wie immer heimlich davon und lag stundenlang hinterm Haus und philosophierte. „Der Storch hat Mutter ins Bein gebissen,“ hatte Vater gesagt. Aber so etwas war doch nicht so schlimm! Na, wenn's noch ein Löwe gewesen wäre! . . .

Am selben Abend war die Mutter so schwach, daß sie nicht mal sprechen konnte. Vater mußte nach der Stadt, den Doktor zu holen. Um Mitternacht, als er kam, schlief sie fest und ruhig. Fritz lauschte atemlos auf jedes Wort, das der Doktor sagte. „Nun, die Gefahr ist vorüber, wenn sie nun nur Ruhe bekommt!“ hatte er gesagt. Da schrie das Schwesterchen wieder aus Leibeskraften.

„Wenn doch der Wurm nicht wär!“ seufzte der Vater.

* Aus „Wetterleuchten“, soziales Gedichte von Walter Treumund (R. Volkswanger, Nürnberg, Preis 20 Pf.), einem nicht umfangreichen, aber inhaltlich wertvollen Gedichtbändchen, dessen Verfall wir bestens empfehlen können.

Fritz tat die ganze Nacht sein Auge zu.

Als der Vater auf Arbeit ging und sich so besorgt über Mutters Bett beugte, war des Knaben Entschluß gefaßt.

Das Schwesterchen mußte fort, solange Mutter krank war! Was war denn auch dabei? Hatte es bis jetzt im Leibe gelegen, ohne zu ertrinken, konnte es auch noch ein paar Tage länger drin sein.

Als alle noch fest schliefen, schlich er sich zum Bett der Mutter, ganz behutiam nahm er das Kind hoch, trug es hinaus, hin nach dem Teich, der hinter Nachbar Schulzens Hof lag, und legte es ins Schilf. „Als Mutter gesund ist!“ sagte er leise. Dann eilte er heim.

Tante Zette stürzte ihm schon schreiend entgegen: „Vengel, was hast Du getan?“

„Schwesterchen wieder in den Teich getragen, sonst wird Mutter nicht gesund,“ antwortete Fritz ruhig.

Strebend lief sie zum Wasser. Da stand Nachbar Schulze und hielt das Kind im Arm. „Es ist noch gut gegangen. Ich sah es vom Stalle aus. Ein Teufel-Vengel in der Krüze. So Junge denkt zumiel.“

Tante Zette riß ihm das Kind aus dem Arm und eilte heim. Der Kranken verfallend lag sie Fritzens Tat. Aber draußen hatten sich schon die Leute angesammelt. Wie einen Verdachten hatten sie ihn umringt. „Er hat's töten wollen!“ schrien sie. „Er muß eine gebärdete Pracht Krügel haben!“ Nun kam auch der Vater und schlug unbarbarisch auf ihn ein. Erst als Nachbar Schulze dazwischen fuhr, ließ er ihn los.

Auf die Frage des Vaters: warum er das getan habe, schwieg Fritz trotzig. Alles nahm er geduldig auf sich, aber er sagte nichts.

Mit der Kranken ging es rascher besser, als man gedacht hatte. Auch sie hörte von der Tat ihres Neffen. Aber der Zureck ging spurlos an ihr vorüber. Sie drückte das kleine Ding an die Brust und zog ihren Fritz zu sich. „Nun weine nicht mehr, es lebt ja. Warum hast Du Schwesterchen denn töten wollen? Nicht wahr, nun wirst Du es doch lieb haben?“ Fritz schlug beschämt die Augen nieder. Sein Trotz war gebrochen. Der Mutter gegenüber war er ein anderer geworden. „Mutter!“ schlichzte er, „ich hab's ja nicht töten wollen! Du solltest ja gesund werden, und Schwesterchen schrie so, daß Du nicht schlafen konntest. Da trug ich's in den Teich. Ich wollte es ja wieder holen, wenn Du heiser warst. Mutter, glaubst Du denn, daß ich es töten wollte?“

Mit beiden Armen umschlang die Mutter ihren Neffen. „Nein, mein Junge; nicht Du, wir selbst ich und Dein Vater, tragen die Schuld. Nicht wahr, Du zürst Vater nicht mehr, und hast Mutter lieb. Wie konntest Du das auch besser wissen! Sieh, die Kinder können doch nicht im Teich liegen, sie müßten ja dort ertrinken.“

„Mutter!“ Fritz sah die Kranke groß an. „Und der Storch bringt sie nicht?“

„Nein, mein Junge. Wir Mütter sind dazu geschaffen, daß wir die Kinder zur Welt bringen. Die Väter müssen hart arbeiten, um sie zu ernähren. Das sind lange, qualvolle Wochen, ehe der Keim zu einem kleinen Menschenkinde im Körper wächst und groß wird. Viele Mütter sterben von den großen Schmerzen, die sie ertragen müssen, wenn sich das Kindlein von ihrem Körper löst. Nächste und ehre daher jede Mutter. Je mehr sie leidet, desto größer ist die Liebe zu ihren Kindern.“

Fritz hatte begriffen. Die verhängnisvolle Frage war ihm endlich gelöst.

Andächtig sah er zur Mutter empor. Voll inniger Liebe war er vor ihrem Bette in die Knie gesunken, in heißer Dankbarkeit küßte er die schmale weiße Hand der Mutter. Und so fand ihn der Vater.

Potemkinsche Dörfer. Wenn einem Monarchen, einem Minister, einer Ausschussinstanz Dinge in ganz anderer besserer Verfassung gezeigt werden, als in der gewöhnlichen, während der Gemüthsruhe den normalen Zustand vorzufinden glaubt, so nennt man eine derartige Vorpiegelung falscher Tatsachen: jemandem Potemkinsche Dörfer zeigen. Den historischen Hintergrund dieses Ausdrucks bildet eine bekannte Anekdote vom Fürsten Potemkin, dem „Künstling“ der Zarin Katharina II., der als Statthalter der eben an Rußland gefallenem Krim in der Kaiserin bei ihrer Reise in die neue Provinz 1787 mit Erfolg die Illusion wachzurufen beizuhelfen war, daß die Krim keine Einöde sei, sondern sich schon der größten Prosperität erfreue. Um diesen Zweck zu erreichen, soll er nun auch, der Anekdote zufolge, der Zarin von weitem „Dörfer“ gezeigt haben, die in Wirklichkeit bloße Stülpen waren, vom Dekorationsmaler auf Leinwand gemalt. In dieser Form ist die Geschichte von den Potemkinschen Dörfern nicht wahr. Es erscheint auch von vornherein nicht recht wahrscheinlich, daß Katharina, die nicht eben dumm war, sich auf so plumpe Weise hätte täuschen lassen. Deshalb bleibt aber doch die Tatsache bestehen, daß Potemkin seiner kaiserlichen Geliebten „Potemkinsche“ Dörfer vorgemacht hat. Ein klassischer Zeuge hierfür ist gleich der Fürst von Ligne, der im Gefolge der Zarin die Krimreise von 1787 mitmachte und erheblich mehr zu sehen bekam als Katharina. Ligne nun erklärte es zwar für lächerlich, an die Fabel zu glauben, es seien bemalte Papier und bemalte Leinwand unterwegs aufgestellt gewesen, erkennt aber an, daß die Kaiserin, die nie zu Fuß ging, manche Städte für vollendet hielt, während sie tatsächlich „keine Straßen hatten, die Straßen keine Häuser und die Häuser keine Dächer, Fenster und Türen“. Man zeigte nach Lignes Bericht der Kaiserin nur solche Wälder, Häuser und Regierungsgebäude, die fertig waren und einen stattlichen Eindruck machten, wie die Paläste der Generalgouverneure, von denen jeder bei Gelegenheit der kaiserlichen Reise Silbergeschirre für 100 Personen geschenkt bekam. Alle unbefangenen Gewährsmänner stimmen darin überein, daß die sorgfältigsten Vorkehrungen getroffen waren, damit die Kaiserin bloß Erfreuliches zu sehen bekam. Es ist Tatsache, daß nicht nur große Viehherden von weither zusammengebracht und von Ort zu Ort getrieben wurden, um der Zarin ein Trugbild des Wohlstandes vorzutäuschen, sondern das gleiche geschah auch mit Menschen, die man gleichfalls zwangsweise in Massen herbeiführte, damit die Kaiserin sich über den Volksreichtum in Wirklichkeit noch ganz menschenarmer Gegenden freue. Besonders verfuhr man so mit Kaufleuten, die an zahlreichen Stellen Märkte improvisieren und den Anschein erwecken mußten, als ob hier schon ein lebhafter Handelsverkehr existiere. Einer der Quellschriftsteller zur Geschichte Katharinas spricht, nachdem er von den aus allen Provinzen herbeiföhrten Kaufleuten erzählt hat, weiter davon, wie überall die Säulen ferngehalten, die Kuldigungen vervielfacht, die Zierde angedeutet wurden, wie alle Städte durch angeordnete Wälle und Illuminationen das Schauspiel der Begeisterung boten. Die Häuser waren mit Blumen und Kränzen geziert. An die Schäferzeit erinnernde Gruppen singender Landleute am Ufer und in geschwommenen Röhren auf dem Wasser machten einen Eindruck, als ob man in Refugien sei anstatt im Lande der Krute. Keine zerlumpte Gestalten, keine Bettler, keine lästigen Bettsteller kamen der Zarin zu Gesicht. Wie sich dies Wunder begab, zeigt eine von Brückner in seiner Geschichte Katharinas II. mitgeteilte Verordnung des damaligen Statthalters von Charkow, Wassilij Tscharkow. Sie schreibt vor, wie sich die Bevölkerung bei der kaiserlichen Reise zu verhalten hat. Da wird u. a. eingeklagt, daß jeder seine besten Kleider anzuziehen hat. Die Mädchen sollen mit stattlichem Kopfschmuck und mit Blumen geschmückt antreten. Es wird strengstens verboten, in schmutzigen oder zerrissenen Kleidern oder gar betrunken der Zarin vor Augen zu kommen. Der weibliche Teil der Bevölkerung wird angewiesen, Blumen zu streuen, alle übrigen sollen „ihre Entzücken durch angemessene Handlungen und Begrüßungen ausdrücken“. Die ganze Straße entlang, durch die der kaiserliche Zug geht, müssen alle Häuser frisch gestrichen, die Dächer und Säune ausgebeißert werden. An allen Türen und Fenstern sollen Dekorationen aus Tannenzweigen und Blumen angebracht werden. Aus allen Fenstern sollen möglichst kostbare Stoffe und Teppiche herausgehängt werden. Alle Häuser sollen mit den nötigen Vorkehrungen für eine glänzende Illumination versehen werden. Die ganze Bevölkerung soll sich während der kaiserlichen Reise gefittet benehmen. Niemand darf betteln, niemand einen Kauf haben, niemand der Kaiserin eine Bittschrift überreichen. Wer diesen Anordnungen zuwiderhandelt, der hat,

wie Tscharkow ankündigt, darauf zu rechnen, daß er zu angemessener Strafe verurteilt wird, und zwar zur Einstellung ins Meer, zur Zwangsarbeit, zur Krute. Die Krute, das war das Zaubertafelchen, womit man die Potemkinschen Dörfer hervorbrachte, an denen die Kaiserin auf der Reise ihre Freude hatte. Wie vollständig Katharina sich täuschen ließ, zeigt die Mitteilung des Fürsten von Ligne, daß sie einmal, auf die abfällige Bemerkung eines französischen Schriftstellers bezugnehmend, der ihre Lande eine Wüste genannt hatte, ihre Reisegefährten triumphierend fragte, ob dieser Herr sein Urteil wohl aufrechterhalten werde beim Anblick solcher Menschenmengen. Ohne eine Ahnung von den Klaffen Potemkins und seiner Helfershelfer hat sie ihrem Liebhaber in Anerkennung seiner erfolgreichen Tätigkeit für das Aufblühen der Krim den Weinnamen „Der Taurier“ gegeben. Ein gleichwertiger russischer Historiker aber, der Fürst Schtscherbatow, erklärt Katharinas Zeugnis und Lob für ganz bedeutungslos und für einzig und allein dazu geeignet, zu zeigen, daß Monarchen gut tun würden, das nicht zu loben, was sie nicht beurteilen können. —nr.—

Leuchtfontänen. Ein beliebtes Schaustück der großen Ausstellungen und anderer Sehenswürdigkeiten bilden jene Springbrunnen, die abends in bunten, meist verschiedenartigen und nacheinander wechselnden Farben leuchten. Sie sind eigentlich Darbietungen für sich; wer Gelegenheit gehabt hat, sie zu sehen, dem wird der Glanz und die Farbenpracht noch lange Zeit im Gedächtnis bleiben. Und das, obwohl wir heute besonders in der Großstadt Abend für Abend die mannigfaltigsten Farben- und Leuchteffekte bewundern können. Aber nicht allein so, auch zwischen den reichen Illuminationen einer solchen Lebenswürdigkeit hebt sich der Glanz einer Leuchtfontäne hervor. Diese Ueberlegenheit verleiht ihr die Talsache, daß zur Erzielung des Haupteffektes die Natur selbst der menschlichen Geschicklichkeit zu Hilfe kommt. Sehen wir, wie das zugeht. Für gewöhnlich befindet sich bei den Springbrunnen der üblichen Art inmitten einer kleinen, ein wenig über den Wasserspiegel hervorragenden Steinhäufchen ein besonders konisch gestaltetes Rohr, das oben etwas schmaler, unten breiter ist. Es bildet das Abschlußstück der Druckwasserleitung, die vom Munde des zugehörigen Bassins oder Teiches am Grunde bis unter die kleine führt und nach dem Aufbrechen des außen irgendwo untergebrachten Ventils ihr Wasser durch die Nohrspitze aufspringen läßt. Der Wasserstrahl ist an der Rohrmündung und nicht weit davon noch eng und dicht; je höher er kommt, desto mehr verliert er an Druck und Dichtigkeit, er löst sich immer mehr auf, bis er oben schließlich allen aufwärts gerichteten Druck eingebüßt hat und zurückfällt, wobei er völlig zerstäubt. Da nun aber solche physikalischen Prozesse an dem klaren und durchsichtigen Wasser sich abspielen, treten hier noch optische Erscheinungen hinzu, mit denen man dann durch geeignete Mittel die schönsten Effekte erzielen kann. Wenn man z. B. einen derartigen Springbrunnen im Finstern mit buntem Licht bescheinen lassen würde, vielleicht durch Laternen, die alle grüne Scheiben hätten, zeigten sich bereits schöne Spiegelungen in dem in der Auflösung begriffenen Teile des Wasserstrahls. Gewiß wäre die Umgebung des Springbrunnens auch von dem bunten Licht erhellt, das sprudelnde Wasser jedoch leuchtete und spielte so stark und farbig, daß man meinen könnte, es sei selbst die Lichtquelle. Diese schöne Täuschung wird nun wenigstens zum Teil Wahrheit bei den heute bewundernten Leuchtfontänen, wo das Licht wirklich von den Wasserstrahlen herausdringt; der Wasserstrahl wird nicht von außen, sondern von innen erleuchtet. Natürlich bedarf es dazu ganz besonderer Vorkehrungen. Inmitten des Bassins oder Teiches befindet sich dafür ein größerer, völlig wasserdicht abgeschlossener Raum, auf dessen Gewölbe man die Nohrspitze der Druckwasserleitung installiert. Sie ist indes so weit, daß darin noch ein zweites, oben mit einer Glaslinse bedecktes Rohrstück Platz hat, das unten frei in jenen Raum mündet. Hier sind offene elektrische Vogenlampen untergebracht, deren greller Schein mittels Reflektoren gerade in der Richtung des inneren Rohres durch dieses hinausgeleitet wird, während in derselben Bahn aus der äußeren Nohrspitze der Wasserstrahl hervorströmt. Die Glaslinse läßt das gesamte Licht in der Längsachse des Wasserstrahls in ihn einfallen und mit ihm zusammen emporsteigen. Den optischen Gesetzen gehorchend, müssen die Lichtstrahlen in diesem Wasserstrudel ziemlich genau dem Laufe des Wassers folgen, und das auch dann, wenn der Wasserstrahl oben umbiegt und sich in Tropfen auflöst. Gewiß bildet das eine herrliche Erscheinung, weil man ringsum nichts als Dunkelheit und von keiner fremden Lichtquelle etwas sieht, vielmehr alles Licht

aus dem und mit dem Wasserstrahl emporsteigt. Die Effekte werden erhöht durch die Verwendung bunter Glasscheiben, die man unten zwischen den Reflektoren einfügt. Ein besonderer Mechanismus gestattet, mit dem Anlegen von Hebeln verschiedene gelbe, rote, blaue, grüne Scheiben in beliebiger Folge zu wechseln und deshalb auch nicht nur einen Strahl, sondern mehrere und wiederum eine Strahlengruppe bunt zu beleuchten. Dann können die verschiedenen Strahlengruppen unter sich verschiedene Färbung erhalten. Bestände eine solche Leuchtfontäne beispielsweise aus drei Gruppen einem ähneren Ring von vielen niedrigen, einer mittleren Gruppe von höheren und einigen inneren sehr großen Wasserstrahlen, so könnten die kleinen erst gelb, die mittleren rot, die großen blau scheinen, bis plötzlich die kleinen violett, die mittleren blau und die hohen grün erglänzten. Aber, mit Worten vermag man derartige Schauspiele gar nicht zu schildern; den wunderbarsten Reiz bringt nur der wirkliche Anblick. kl.

Die Strümpfe Marats. Zurzeit wird sehr häufig ein Bild reproduziert, auf dem Marat, Robespierre und Danton im Gespräch dargestellt sind; Marat steht festig perorierend am Fenster, während die beiden anderen erlaunt zuhören. Der Name des Künstlers ist Alfred Doubet. Das Bild ist vor längerer Zeit auch in der „Neuen Welt“ reproduziert worden; zurzeit wird für das im Vongischen Vert (Berlin) erscheinende Lexikon: „Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens“ ein Prospekt an gegeben, der das Bild als Illustrationsprobe enthält und auch Parteiflächen beilegt. Auf diesem Bild scheint Marat in seinem Äußeren vollständig zerlummt und heruntergekommen; die Hose hängt neugierig an einem einzigen Knopf, und die Strümpfe sind bis auf die Knöchel herabgesunken. Die hängenden Strümpfe Marats vererben sich von einem Künstler auf den anderen. Auf älteren Bildern habe ich Marat in solchem Aufzuge nicht dargestellt gesehen. Erst in einem Werke aus dem Jahre 1851 sehe ich ein Bild, Marat vor dem Revolutionstribunal darstellend, wo ihm ein Strumpf herabhängt. Der neueste Darsteller aber geht in seinem „Realismus“ noch weiter und läßt beide Strümpfe herabhängen, während die Hose herabzufallen droht. Hochbedeutung sind diese Dinge nicht, aber sie sind ein Spiegelbild jener bürgerlichen Historiker, die heute noch Marat mit dem grimmigsten Haß und mit den abgeschmacktesten Verleumdungen verfolgen, weil er sich für die Interessen des Proletariats müht ins Zeug gelassen hat. Darum schildern sie auch diesen Demofrat äußerlich möglichst abschreckend. Gewiß ist Marat nicht als Dandy aufgetreten, aber es ist auch kein Beweis dafür vorhanden, daß er in Lumpen umheraufgelaufen wäre. Auch der Umstand, daß er an Flechten litt, die er sich, wie geachteten Kellern verborgen, zugezogen, und deshalb oft mit verbundenem Kopfe erschien, ist auf manchen Abbildungen geschicklich ausgenutzt worden. Dagegen wurde das prachtvolle Gemälde des berühmten David, der den ermordeten Marat im blutigen Bade liegend darstellte, von reaktionären Wandalen zerstört. Ein offenbar den wirklichen Marat wiedergebendes Porträt, das durchaus nicht ablehnend wirkt, befindet sich in der Geschichte der revolutionären Kommune (1789—1794) von Bernhard Becker. Dies Werk ist in den siebziger Jahren bei Bracke in Braunschweig erschienen. w. h.

Neue Bücher. „Leben und Heimat des Menschen“ betitelt sich ein reich illustriertes und gut informierendes Buch Dr. Ludwig Wilfers (Leipzig, Theodor Thomas, Fr. 1 Mk.); diese in jeder Weise volkstümlich gehaltene Schrift wendet sich an das große Publikum und sucht Aufklärung zu geben über jene Fragen der Menschenurheime, die gerade in den letzten Jahrzehnten die Deffentlichkeit ganz allgemein beschäftigten. Den empfehlenswerten Buche steht die Deutsche naturwissenschaftliche Gesellschaft nahe. — Im Verlag von J. G. W. Dieck Nachf. (Stuttgart) erschien als siebentes Bändchen der Kleinen Bibliothek G. Plechanows Schrift: „Die Grundprobleme des Marxismus“; die Uebersetzung ins Deutsche ist von Dr. M. Nachimson besorgt. Auch diese Broschüre die sich mit den Fragen des historischen und philosophischen Materialismus in eingehendster Weise befaßt, kann bestens empfohlen werden.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!